

VIII. Geistige und kulturelle Anteilnahme

Hatten wir ursprünglich darauf gebaut, Elfriede könnte zum 1. Oktober ihre neue Stelle im Weimarer Reisebüro antreten, verschob sich der Arbeitsbeginn dann doch um etliche Wochen. Zunächst waren wir gar nicht so unglücklich darüber, gab es doch in unserer Wohnung noch eine gute Menge zu ordnen und zu richten. Als wir aber feststellen mußten, daß wir uns finanziell völlig verausgabt hatten und nur mittels eines Zuschusses aus Waldenburg über die nächste Runde gelangen konnten, lag uns schon sehr viel an einem baldigen zusätzlichen Verdienst. Wie Elfriede bei ihrer Vorsprache am 18. Oktober erfuhr, fürchtete man die Anordnung, die Buchhaltung des Weimarer Reisebüros an die Zentralstelle nach Erfurt zu verlegen. In diesem Falle könne ihre Einstellung nicht erfolgen, die Entscheidung hierüber fiel auf einer für 26.-28. Oktober anberaumten Konferenz. So hieß es also, sich weiter in Geduld zu fassen. Wider Erwarten erhielten wir Ende Oktober dann doch positiven Bescheid. Am Montag, 8. November, gingen wir zum ersten Mal beide auf Arbeit außer Haus. Da Elfriede in ihrer alten Firma alle Arbeitsvorgänge, die bei der Buchführung anfallen, selbständig hatte erledigen müssen, brauchte sie sich in ihren nunmehrigen Aufgabenbereich nicht erst mühsam einzutüfteln. Sie erlangte rasch Achtung und Anerkennung des Oberbuchhalters und verstand sich auch mit ihrer Zimmerkollegin recht gut. Das Reisebüro befand sich am Goetheplatz/Ecke Geleitstraße in einem schlanken, 1859 auf Betreiben der Großherzogin Maria Paulowna errichteten, dem Niketempel auf der Akropolis nachgebildeten und von vier ionischen Säulen gestützten Gebäude, das einst den gebildeten Ständen Weimars als sog. Lesemuseum gedient hatte. In einer dahintergelegenen vormaligen Gaststätte war die Mensa der Musikhochschule untergebracht, die vertragsmäßig die Angehörigen der Landesbibliothek mit zu beköstigen hatte. Glücklicherweise gelang es mir, auch für Elfriede eine Berechtigungskarte zu erwerben, so daß wir während der Mittagspause uns dort immer treffen und gemeinsam unsere Mahlzeit einnehmen konnten.

Wie jubelten wir und freuten wir uns, als am 25. Oktober - nach wochenlanger Wartezeit - die restlichen Gegenstände aus Reisdorf eintrafen, hatten wir doch nun endlich alles beisammen und konnten von einem wirklichen Abschluß des Umzuges sprechen! Ich glaube, nur wenige Tage später meldete sich bei uns ein Vertreter der Staatl. Brandversicherungsanstalt, um uns zum Eintritt in die Versicherung zu bewegen. Es handelte sich um einen durchaus sympathischen jüngeren Mann mit angenehmen Umgangsformen. Seine Argumentation indessen, mit der er uns die Dringlichkeit des Vertragsabschlusses glaubte verdeutlichen zu müssen, entbehrte nicht einer unfreiwilligen Komik und hätte ihm im Westen unseres Vaterlandes wohl kaum ein einziges Mandat eingebracht. Er meinte nämlich, wir hätten uns ja nun soweit ganz gut eingerichtet, sollten dabei aber nicht übersehen, daß Möbel, Hausrat und dergleichen nicht schlechthin unser privater Besitz, sondern Teile des uns zur Nutzung anvertrauten Volksvermögens seien und nicht zuletzt aus diesem Grunde von uns mit den erforderlichen Schutz- und Sicherheitsvorkehrungen bedacht werden sollten. Diese brav einge-lernte Beschwörungsformel warf ein bezeichnendes Licht auf den im SED-Staat geltenden Eigentumsbegriff.

Mit Elfriedes Antritt im Reisebüro hatte sozusagen unser Weimarer Alltags-dasein begonnen, das wir jedoch mit dieser und jener kulturellen Anregung zu bereichern gedachten. Da wäre zunächst der Besuch von einigen kirchlichen Vortragsveranstaltungen zu erwähnen. Im Evang. Studienwerk, bei dem ich mich angemeldet hatte, erörterte ein Studienrat a.D. Hans Friese, der sich - was in kirchlichen Kreisen damals gänzlich ungewohnt und auch gar nicht gern gesehen war - ausdrücklich als "Alt-Liberaler" bekannte, die Frage: "Wie erklärt sich der schnelle Sieg der Botschaft Jesu über die Glaubensformen des Altertums?" Es war ein staunenswerter, von historischen Detailkenntnissen

reich geschmückter Vortrag. Im allgemeinen aber bewegte die Kirchgemeinde-mitglieder jene Frage doch viel stärker, wie dem derzeitigen Sturm auf gegen die christliche Verkündigung standgehalten werden könne. In dieser Hinsicht verdiente der kraftvolle Vortrag eines Pastor Budach aus Erfurt über das Thema "Die Reformation geht weiter" besondere Beachtung und Beherzigung. Eine stattliche Zuhörerschaft hatte sich am 20. November eingefunden, als Frau Prof. Jursch aus Jena über die Suche nach dem Petrus-Grab in Rom berichtete und Lichtbilder über den Stand der Grabungen vorführte.

Mit viel Interesse sah ich im Oberweimarer Männerkreis den Ausführungen des im gleichen Ortsteil ansässigen Bildhauers Rudolf Weber entgegen, der sich in jüngster Zeit mit etlichen modernen Sakralplastiken, u.a. einem schreienden Engel, einen Namen erworben und kurz zuvor in 'Zeichen der Zeit' einen längeren Aufsatz veröffentlicht hatte. Was er an jenem Abend zum Besten gab, war aber nur ein ziemlich mühsames Wortgestammel, das die Eingebungen und Vorstellungen moderner Künstler nicht unbedingt zu verdeutlichen vermochte. Um so grimmiger wettete er auf Restaurateure und Landeskonservatoren, die es liebten, Kirchen in Museen zu verwandeln, und die offensichtlich nichts vordringlicheres zu tun wüßten, als die zerbröckelten und verblichenen Grabplatten 'Heinrichs des Verschleimten' und ähnlicher Erlauchter am überfälligen Abriß zu hindern. Am gleichen Abend diskutierten wir auch noch über den gerade in einem Weimarer Lichtspieltheater laufenden Film "Schiff ohne Hafen", den kirchliche Intellektuelle besonders hochgelobt hatten. In dem ihm zugrunde liegenden Stück von Jan de Hartog übernimmt ein holländischer Kapitän den Auftrag, eine größere Anzahl Juden aus dem nationalsozialistisch beherrschten Deutschland nach Palästina zu schleusen und dort trotz englischem Landeverbot und strandendem Schiff ans rettende Ufer zu bringen. Zuerst fluchend und Gott verwünschend, empfindet er sich zuletzt bewußt als Vollstrecker des göttlichen Willens. Diese hier klar umrandete, im Stück selbst meines Wissens aber mehr angedeutete als einhellig aufgezeigte Kernlinie hatte in dem von der ostzonalen Defa synchronisierten Filmstreifen überdies noch einen verfälschenden Dreh erhalten. Danach erkennt der Kapitän, sein Herumhadern mit Gott sei nichts als unnützes Gewäsch und Zeitvergeudung gewesen, da es ihn in Wirklichkeit ja gar nicht gebe. Vielmehr habe er selbst diese Stelle auszufüllen und der gerechten Sache zum Siege zu verhelfen. Wie ich mich persönlich hatte überzeugen müssen, nahm das Kinopublikum an dem Filmstreifen kaum die Spur des human-ethischen Anliegens wahr, geschweige denn die dahinter stehende Beauftragung durch Gott. Es wieherte nur in den grellsten und albernsten Tönen über jeden gottverwünschenden Fluch aus dem Munde des Kapitäns. Ich erklärte denn auch unumwunden, daß ich mir von solchen verhüllten oder gar verfremdeten künstlerischen Darbietungen im Hinblick auf die Allgemeinheit wenig Nutzen versprechen könne, namentlich dort, wo gar keine innere Aufnahmebereitschaft bestehe, erntete damit aber den lebhaften Widerspruch des Herrn Weber, der meinte, man dürfe sich als Christ nicht von so kleinlichem Missionierungssinn leiten lassen. An sich unmißverständliche Wegweiser vor das Massenpublikum zu pflanzen, genüge nicht, ja könne geradezu die Gefahr herbeiführen, daß dieses die schönen Zeichen zwar sehe, aber doch ebenso rasch beiseiteschiebe. Man müsse es vielmehr erschrecken und erschüttern. Erst der erschütterte, ja verzweifelte Mensch habe die Chance, wirkliche Erkenntnis zu gewinnen und in klarer Einsicht den rechten Weg einzuschlagen.

Erfreulicherweise war es mir gelungen, für die neue Saison der Sinfoniekonzerte zwei Plätze zu erwerben - bei der starken Nachfrage keine Selbstverständlichkeit. Am 5. November saßen Elfriede und ich zum ersten Mal gemeinsam im Deutschen Nationaltheater, zwar etwas hoch oben im 3. Rang, aber genau in der Mitte und auf jedem Fall beglückt und erwartungsfreudig. Leider mußte an diesem Abend der Chefdirigent Hermann Abendroth wegen einer Erkrankung den Taktstock seinem jüngeren Vertreter, Heinz Finger, überlassen, doch erfüllte dieser seine Aufgaben durchaus zur Zufriedenheit und brillierte vor allem mit der tondramatischen Dichtung "Don Juan" von Richard Strauss, die

im Jahre 1889 an selbigem Ort ihre Uraufführung erlebt hatte. Nach dem Konzert gesellten wir uns nach mittlerweile eingespielter Tradition mit meinen Kollegen Dr. Gaudek und Dr. Iwan sowie Fräulein Raue in den unmittelbar neben dem Goethehaus gelegenen 'Weißen Schwan'. Bei einem Glas Bier oder Grog wurde in der Regel zunächst das soeben verklungene Konzert kritisch beleuchtet, woran sich bald alle möglichen Gespräche über Kunst, Leben und Welt reihten. Unsere Doctores, die in vieler Hinsicht einen gegensätzlichen Typ verkörperten, aber als Geigenspieler beide von gleich enthusiastischer Liebe zur Musik beseelt waren, bestritten zumeist den Hauptteil des Disputes, während wir übrigen nur hin und wieder mal eine Zwischenbemerkung einflochten, obschon immer mit gespannter Aufmerksamkeit dem angesprochenen Thema folgend. Ursprünglich hatte es mich gar nicht nach solcher Unterhaltung im Wirtshaus gedrängt. Nach einem Konzert fand ich eigentlich nichts schöner, als allein nach Hause zu wandeln und noch einmal die markantesten Stellen des soeben Gehörten aus dem Gedächtnis zu explizieren. Dr. Gaudek hingegen als Sudetendeutscher österreichischer Prägung liebte das gesellige Beisammensein als Nachklang. Einmal hatte ich ihm eine Einladung nach dem Konzert förmlich ausgeschlagen, ihn später aber nicht noch einmal in dieser Weise kränken wollen und mich dann stets bereitwillig der Route nach dem 'Weißen Schwan' angeschlossen, und zwar, wie ich einräumen muß, mit wachsendem Vergnügen. - Ein weiteres Konzertereignis im November verdient noch hervorgehoben zu werden. Am 21. gastierte das berühmte Hansen-Trio aus Westdeutschland mit dem namhaften Cellisten Arthur Troester in der Aula des Konservatoriums. Die drei Künstler spielten Werke von Beethoven, Schubert und Dvorak und ernteten riesigen Beifall.

Es war überhaupt kennzeichnend für die damalige Situation in der Zone, mit welchem Enthusiasmus das Publikum Künstler aus der Bundesrepublik begrüßte. Während Musiker verhältnismäßig großzügig mit Einreisepässen bedacht wurden, gewährte man Schriftstellern und Geisteswissenschaftlern nur selten die Erlaubnis zu Lesungen oder Vorträgen. Zu den Ausnahmen zählte der schon betagte Schriftsteller Leo Weismantel, obgleich seine bekannt gewordenen Werke vielfach ganz betont der Geist katholischer Frömmigkeit durchwehte. Im Glauben, der Wiedervereinigung Deutschlands einen Dienst zu erweisen, hatte Weismantel der Einladung zu dem unter SED-Patronat stehenden gesamtdeutschen Dichtertreffen auf der Wartburg Folge geleistet und durfte in Anerkennung für diesen Schritt nun auch andere Stätten der Zone beehren. Allerdings ließ man ihn, als er am 11. November nach Weimar kam, nicht vor einem breiten Öffentlichkeitskreis sprechen. Die wenigen Karten, die es für die im Hotel 'Elephant' anberaumte Dichterlesung gab, wurden unter der Hand an Institute verteilt, die der Literatur nahestanden. So gingen einige wenige auch der Landesbibliothek zu. Freundlicherweise händigte mir Herr Dr. Iwan für meine Frau und mich zwei Stück aus. Nach der Begrüßung durch einen Weimarer Kulturfunktionär sprach Weismantel zunächst ein paar Worte über die Notwendigkeit für Ost und West, zu Frieden und Verständigung untereinander zu gelangen. Er beklagte, daß dem wesensfremden Amerikanismus in der Bundesrepublik Türen und Tore offen stünden und daß sich die dortigen Verleger diesen Einflüssen gegenüber allzu hörig erwiesen. Andererseits weigerten sie sich schon seit Jahren, seine neuen Manuskripte, die frei von allen Verbeugungen vor den amerikanischen Besatzungsherren seien, zu veröffentlichen. Dann las er einige Abschnitte aus eigenen Werken. Von den Armen in der Rhön, seinem von der Natur so karg ausgestatteten Heimatgebiet, war darin die Rede, von ihren Sitten, Gebräuchen und ihrem kindlichen Gottvertrauen. Er schloß mit einer schön nachempfundenen Heiligenlegende. Es war dem grauhaarigen, ehrwürdigen Manne abzuspielen, daß er ein Herz gerade für die Geringen und Verachteten in seinem Vaterland besaß, daß er - um mit Ernst Wiechert zu sprechen - darum besorgt war, "Gerechtigkeit auf den Acker des kleinen Mannes zu bringen". So schied ich mit Elfriede wirklich dankerfüllt von dieser Veranstaltung, mochten anderentags auch einige Mitbesucher bemängeln, daß der Intellekt bei den vorgelegten Schaffensproben entschieden zu kurz gekommen sei.

Nun beschränkte sich meine Anteilnahme am kulturellen und geistigen Leben nicht nur auf mehr oder minder passives Konsumieren. In freilich höchst begrenzter und zweifellos auch unzulänglicher Weise versuchte ich, mich in eigenen Schriftsätzen mit der Situation der Zeit auseinanderzusetzen und vor allem, mich den bedrängenden Fragen des Glaubens zu stellen. Vor meiner Verheiratung hatte ich noch einmal sehr eifrig den Bleistift kritzeln bzw. die Typen der Schreibmaschine flitzen lassen - häufig bis in die mitternächtliche Stunde hinein. Hatte ich im April d.J. im Altstadt-Waldenburger Kirchengemeinderaum meinen letzten Vortrag über das Thema "Der junge Luther" gehalten, so konnte ich bereits zwei Monate später im Blick auf den bevorstehenden 6. Evangelischen Kirchentag in Leipzig mit einer langen Abhandlung unter der Überschrift "Der Glaube des evangelischen Christenmenschen" aufwarten. Wohnungssuche, Vermählung, Urlaub, Heimgestaltung mit allem geschilderten Drum und Dran hatten mir dann jedoch geboten, die Feder für Wochen und Monate ruhen zu lassen. Obwohl ich nun nicht mehr über die uneingeschränkte Freizeit des Junggesellen verfügen konnte, drängte es mich Ende Oktober/Anfang November aber wieder nachhaltig zu nebenberuflicher geistiger Tätigkeit. Ein festumrissenes Thema nahm ich mir indessen nicht vor. Vielmehr bemühte ich mich, in aphoristischer Form einige Aspekte des christlichen Glaubens zu durchleuchten. Dabei mußte ich die zunächst provisorisch zu Papier gebrachten Gedanken immer wieder umformen, erweitern und zugleich zügeln und straffen. In formaler Hinsicht erschienen sie mir noch längst nicht geschliffen genug. Sehr intensiv beschäftigte mich das Verhältnis der Glaubenserkenntnis zum praktischen Tun. Das mochte wohl auch den Grund dafür geliefert haben, daß ich mir das Manuskript eines im November 1953 in Waldenburg gehaltenen Vortrages über Johannes Falk wieder hervorholte und es mit allerlei sprachlichen Korrekturen versah. Dieser Johannes Falk, ein gebürtiger Danziger, war der aufgeweckte Sohn armer Eltern gewesen, hatte dank finanzieller Unterstützung seitens angesehener Ratsherren studieren können und später als enthusiastischer, obschon nicht übermäßig befähigter Dichter in Weimar die Nähe Goethes und Schillers gesucht. Während der napoleonischen Kriegszüge 1806 und 1812/13 hatte er durch beherztes persönliches Auftreten den französischen Milizeinheiten gegenüber und mit organisatorischem Geschick die Bevölkerung in und um Weimar vor mancherlei Drangsal bewahrt und sich danach trotz herber Schicksalsschläge, gehässiger Kritik und unsäglich Schwierigkeiten nicht davon abhalten lassen, ein beachtliches Rettungswerk für verwaiste und durch das Kriegsgeschehen verwahrloste Kinder zu errichten. Kurzum, dieser Mann, der inmitten der Not seiner Zeit seine eigentliche Berufung erkannte und trotz Aufklärung und Rationalismus im lebendigen Gottesglauben den Geist der Christusnachfolge praktizierte, erschien mir als anspornendes Vorbild auch für die an echten Leitbildern so armen Gegenwart. Denn die Menschen - wie immer sie auch beschaffen sein mochten - benötigten nach meiner Einsicht trotz des von Herrn Weber als bestes Mittel gepriesenen heilsamen Schocks schon echte Orientierungsmarksteine, die ihnen als Zeugnisse tatsächlich erfüllten Lebens über die Zeiten hinweg einhellig und unmißverständlich den Weg der gläubigen Tat bzw. des tätigen Glaubens wiesen. Woher ich das Zutrauen nahm, das zwar durchgreifend überarbeitete, sich vom althergebrachten christlichen Traktätchenformat jedoch gewiß nicht abhebende, wenn dieses überhaupt erreichende Vortragsmanuskript dem Wartburg-Verlag in Jena zur Begutachtung einzusenden, vermag ich heute nicht mehr zu sagen.

Zwei Fahrten nach außerhalb durchbrachen im Spätherbst 1954 das Einerlei des Alltags. Am Sonntag, 31. Oktober, begaben sich Elfriede und ich früh beizeiten zum Weimarer Bahnhof, um per Zug nach Erfurt zu gelangen. Den beiden dort wohnhaften Schwestern meiner Schwiegermutter schuldeten wir noch einen Höflichkeitsbesuch. Nach einem kurzen Bummel durch die uns von früher her schon bekannte Innenstadt widmeten wir den weiteren Vormittag der Tante Aenne Windecker in der Breitscheidstraße. Ihr Mann, der beruflich in der Geschäftsführung des HO-Gaststättenringes von Erfurt beschäftigte "Onkel Anton", berichtete uns hochinteressante Details über die Tücken, Unzulänglichkeiten und

und sonderbaren Transaktionen, die in diesem Bewirtschaftungszweig vorgenommen werden, der unter normalen ökonomischen Gegebenheiten in seiner gesamten Struktur längst Bankrott erlitten hätte. Am Nachmittag suchten wir mit Windeckers zusammen die am anderen Zipfel von Erfurt ansässige Tante Marie auf, die meiner Schwiegermutter bei den Hochzeitsvorbereitungen tatkräftig zur Hand gegangen war und das Fest mit uns verlebt hatte. Tante Marie war unverheiratet und seit unzähligen Jahren im Haushalt einer nunmehr betagten Dame, der Frau Oberin Fintelmann, tätig. Praktisch galt sie schon lange nicht mehr als "Stütze", sondern als Mitglied des Fintelmanschen Familienkreises. So fand sich denn auch zum Nachmittagskaffee eine stattliche Personenrunde zusammen: neben der Gastgeberin, neben Windeckers und uns beiden eben noch die schon erwähnte Frau Oberin als würdige Patronin des ganzen Kreises sowie eine Nichte (oder Großnichte) und ein Neffe bzw. Großneffe von ihr. Die beiden jüngeren, sehr intelligenten Leute, von denen das mit "Mariannchen" angesprochene Mädchen in Kleidung und Gestalt ausgesprochen attraktiv wirkte, standen noch im Studium bzw. durchliefen gerade ihre Assistentenzeit. Ich weiß nicht mehr, auf welche Weise sie die Vergünstigung erlangt hatten, öfter in die Bundesrepublik zu fahren. Jedenfalls waren sie so eine Art Pendler zwischen zwei Welten und mit beiden so vertraut wie mit ihrer Westentasche. Wir, die wir so gar keine Beziehungen zum anderen Teil unseres Vaterlandes hatten und darum auch so gar keine genauen Vorstellungen darüber besaßen, staunten, mit welcher selbstverständlichen Sicherheit und Sachkenntnis sie über die im Westen produzierten neuen Küchenmaschinen, Kühlschränke, Fernsehapparate und alle sonstigen dort erzielten technischen Fortschritte berichteten, über Dinge also, an die in der Zone damals überhaupt noch nicht gedacht werden konnte.

Zwei restliche Urlaubstage benutzte ich zu einer Fahrt ins Elternhaus nach Waldenburg, waren doch auch von dort noch ein paar Gegenstände für unsere Wohnungs- und Kücheneinrichtung heranzuholen. Um vier zusammenhängende arbeitsfreie Tage zu haben, hatte ich Montag und Dienstag, 15. und 16. November, vor Bußtag gewählt. Leider konnte Elfriede, da sie ja gerade erst ihre neue Stelle angetreten hatte, mich auf dieser Reise nicht begleiten. Natürlich freuten sich zu Hause alle über mein Kommen. Am ersten Abend gab es im Stübchen meiner Großmutter nach alter Gewohnheit einen ausgedehnten Plausch. Es war ja nun doch so allerlei, was ich über mein verändertes Weimarer Dasein zu erzählen hatte. Am Montag fuhr ich mit meiner Mutter nach Chemnitz, damals wohl schon in Karl-Marx-Stadt umbenannt. Dort zogen wir durch etliche Kaufhäuser und Geschäfte, ohne indessen wesentliche Dinge zu erstehen. Noch immer bot die in den letzten Kriegstagen schwer heimgesuchte Stadt ein trostloses Bild. Wohl hatte man die Trümmerberge im Zentrum weitgehend abgetragen, doch gähnten überall noch leere Fensterhöhlen. Und die ausgedehnte Öde freier Plätze, wo einst blühendes Leben pulsiert hatte, stimmte den Besucher trist, mochte auch der diesige Novemberhimmel sein übriges hinzufügen. Um uns wieder ein wenig aufzulockern, umschritten wir den gesamten Schloßteich und steuerten dann den Kassberg an. Dort zeigte mir meine Mutter das im Krieg unversehrt gebliebene Gebäude, in dem ich einst das Licht der Welt erblickt hatte. Stark beeindruckt ließen wir uns von der wiederhergestellten, im Innenraum sehr schlicht, aber ganz modern gestalteten St.Pauli-Kreuz-Kirche. Insbesondere faszinierte uns die überdimensional große, ganz langgestreckte und gleichsam über die Bänke im Kirchenschiff hinwegschwebende, von Überwindung und Erösung zeugende Christusfigur hinter dem Altar. Schon in der Kunstaussstellung auf dem Leipziger Kirchentag hatte sie allgemeines Aufsehen erregt. Ein gemütlicher Besuchsnachmittag bei meinem nun schon fast neunzigjährigen, körperlich noch immer erstaunlich rüstigen und geistig regsamen Großonkel Albin und seinem Sohn Erich nebst dessen Frau Irmgard rundeten diesen Tag ab. - Eine große Freude bedeutete es mir, am Sonntag abend im Altstadt-Waldenburger Kirchengemeindesaal dem Vortrag eines derzeitigen Theologiestudenten und einstigen jüngeren Mitschülers von mir beizuwohnen. Recht anschaulich und fesselnd

berichtete er über den Lebens- und Leidensweg des japanischen Christen Dr. Kagawa. Die allergrößte Freude freilich empfand ich, als ich nach den zweifellos schönen Waldenburger Urlaubstagen am Mittwoch abend wieder unser nun schon so vertrautes und lieb gewonnenes Wohnungsneestchen in der Oberweimarer Bodelschwingstraße erreicht hatte und meine Frau in die Arme schließen konnte.

Daß das Weimarer Alltagsleben indessen nicht nur durch eitel Sonnenschein glänzte, ist in diesem Bericht schon verschiedentlich angeklungen. So erlebte ich in den letzten Novembertagen einen handfesten dienstlichen Ärger mit meinem Direktor, der mit Vorwürfen und tadelnden Bemerkungen dabei wahrlich nicht geizte. Ursache seines Grolles waren jedoch nicht mangelhafte dienstliche Leistungen gewesen, sondern der Umstand, daß ich die von ihm erwartete und geforderte 'gesellschaftliche Betätigung' unterlassen hatte. In Herrn Kampe, der nicht als 'Herr Direktor', sondern kurz als 'Kollege Kampe' angeredet zu werden wünschte, weshalb ihm alsbald der Spitzname 'Koka' (Kurzform von 'Kollege Kampe') zugefallen war, obschon wir eisern die bürgerliche Anredeform 'Herr Kampe' beibehielten, stand der Thüringischen Landesbibliothek seit 1953 ein Leiter vor, der diesem Amt in fachlicher und auch menschlicher Hinsicht absolut nicht gewachsen war, was er selbst deutlich genug empfinden mochte, schlich er doch selten anders als mit einem mürrischen, griesgrämigen Gesichtsausdruck durch die Räume. Ob aus Oberschlesien oder dem Rheinland stammend, was sich nie klar herausfinden ließ, hatte er sich schon in frühester Jugend in die sozialistische Bewegung eingereiht und sich nach abgeschlossener oder auch abgebrochener Handwerkslehre hauptberuflich als Gewerkschaftssekretär betätigt. Wie er die Nazizeit hinter sich gebracht hatte, blieb ebenfalls nicht restlos geklärt. Zuletzt hatte er zwar als Soldat in den Krieg ziehen müssen, doch trug er, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, das Abzeichen der 'Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes' am Rockaufschlag. Der durch den Einmarsch der Sowjets in Mitteldeutschland erfolgte Machtumbruch hatte ihn jedenfalls schlagartig nach oben gebracht und ihm verantwortliche Posten auf dem Kultursektor eingetragen. An seiner kommunistischen Überzeugungstreue bestand - sehr im Unterschied zu manchen anderen Leuten, die sich dreist in den Funktionärssattel geschwungen hatten, nur um obenauf zu sitzen - kein Zweifel. Er war von den sozialistischen Idealvorstellungen zutiefst durchdrungen, in gewisser Weise ein 'Edelkommunist' und als solcher durchaus zu respektieren. Die engstirnige Art jedoch, wie er in seine Heilslehre vernarrt war und wie er andere Menschen damit zu bekehren suchte, mußte den Widerspruch jedes anders Denkenden und anders Orientierten hervorrufen. Zum letzten Fasching hatte ein Kollege es gewagt, ihm durch die Post ein dickes Holzbrett zuzuschicken. Obgleich diesem Akt unbedingt symbolischer Charakter zukam und Kampe in der Tat ein ideologisches Holzbrett vor dem Kopf trug, konnte er als dumm im eigentlichen Sinne schwerlich bezeichnet werden. In autodidaktischen Studien hatte er sich manches Wissen angeeignet, er besaß ein beachtliches Erinnerungsvermögen und verstand auch, öffentlich zu sprechen, wenn er sich da zumeist auch des üblichen papiernen Funktionsjargons bediente. Sein gegerbtes Gesicht, die zerfurchte Stirn und die angegrauten Schläfen hingegen erweckten den Eindruck eines gestandenen Mannes, der schon etwas zu sagen hat. Auf den Sessel des Direktors einer angesehenen wissenschaftlichen Bibliothek gehörte er jedoch keinesfalls; denn von der spezifischen bibliothekarischen Arbeit besaß er kaum einen Schimmer und schätzte sie darum auch ganz falsch ein. Daß sie verrichtet werden mußte, bestritt er zwar nicht, doch legte er Wert in allererster Linie auf den aktiven gesellschaftlichen Einsatz seiner Untergebenen. So sollten wir nach seiner Vorstellung in VEB-Betrieben über - selbstverständlich politisch eingefärbte - Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt sprechen, in Wohnhäusern politische Aufklärungseinsätze ableisten oder irgendwelche gesellschaftswissenschaftlichen Fortbildungskurse besuchen. Im Spätsommer hatte Kampe - ausnahmsweise mal freudestrahlend - uns Bibliothekaren Sonderbezugsscheine für eine zusätzliche Brikkettanlieferung ausgehändigt, die sonst eigentlich nur den sog. Intelligenzlern zustand. Er hatte daran freilich die Erwartung geknüpft, daß wir uns

zum Dank nun auch politisch stärker engagieren würden. Als das zu seinem Kummer unterblieben war und wir uns außerdem geweigert hatten, in der 'Woche des Buches' eine aktive Rolle zu übernehmen, bestellte er uns einzeln zu sich und hielt uns eine moralische Standpauke. Er sei von uns bitter enttäuscht. Der Errungenschaften der arbeitenden Klasse seien wir in unserer bourgeoisen Arroganz einfach nicht wert. Auf mich prallte noch gehäufter Zorn. Aus den abgehefteten Rechnungen müsse er ersehen, so seine Worte, daß ich ganz einseitig den privaten Buchhandel bevorzugt und die volkseigenen Buchhandlungen nur mit unbedeutenden Bestellungen bedacht habe. Das Verhältnis sei umzukehren. Mein Einwand, daß die erfahrenen privaten Buchhändler viel rascher und verlässlicher arbeiteten als die jungen unprofilierten Kräfte in der Volksbuchhandlung, fruchtete ebensowenig wie die Entgegnung, daß ich dienstlich den gesamten Posten des ausgeschiedenen Fräulein Müller übernommen habe und zu einem guten Teil noch meinen bisherigen Posten weiterbekleide, daß also eine wesentliche Mehrbelastung eingetreten sei, die letztlich der Gesellschaft zugutekomme, weshalb er mir doch solche außerdienstlichen Leistungen, für die ich mich ohnehin ungeeignet halte, erlassen solle.